

Der Schacht

Niemandland

Für diese Nacht

JUAN
CARLOS
ONETTI

Suhrkamp

SV

Juan Carlos Onetti
Gesammelte Werke

Herausgegeben von
Jürgen Dormagen und
Gerhard Poppenberg
Band I

Juan Carlos Onetti

Der Schacht

Niemandsland

Für diese Nacht

Mit einem Vorwort von
Daniel Kehlmann

Suhrkamp

Die Originalausgabe von *Der Schacht* erschien 1939 unter dem Titel *El pozo*. Die Originalausgabe von *Niemandland* erschien 1941 unter dem Titel *Tierra de nadie*. Die Originalausgabe von *Für diese Nacht* erschien 1943 unter dem Titel *Para esta noche*. Nähere Angaben in der Editorischen Notiz.

© Heirs of Juan Carlos Onetti

El pozo © 1939; *Tierra de nadie* © 1941; *Para esta noche* © 1943

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag

Frankfurt am Main 2009

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jouve Germany, Kriftel

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Erste Auflage 2009

ISBN 978-3-518-42094-2

I 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

Das Elend der Arrivierten: Onetti und der Plot

Der Kosmos Juan Carlos Onettis ist kein einladender Ort: Vor der Grausamkeit des Lebens bietet nur die Flucht in die Phantasie eine fragwürdige Rettung. Bei Onetti wird jeder Mensch nach dem dreißigsten Lebensjahr zur Karikatur seiner selbst, also entweder zum Arrivierten, der faule Kompromisse eingegangen ist, oder zum Gescheiterten. Die Geburt ist etwas Schreckliches – nicht zufällig empfinden viele Helden Onettis Ekel vor schwangeren Frauen –, die Liebe eine Illusion und das Böse eine reale Macht; Sadismus und Grausamkeit gehören für Onetti zu den wenigen starken Triebfedern der ansonsten ihrer Trägheit hilflos ausgelieferten Menschen. All das zeichnet Onetti von seinen ersten Kurzgeschichten an mit beispielloser Konsequenz, ohne je der Versuchung zur Versöhnlichkeit zu erliegen.

In einem Punkt aber ist der Erzähler Onetti merkwürdig ambivalent: in seiner Haltung zum Erzählen selbst. Dieser leidenschaftliche Krimileser war kein Anti-Romancier, ganz im Gegenteil, seine Verwicklungen und Konflikte haben nicht selten einen Zug ins Melodramatische. Da gibt es Gewalt, Totschlag, Mord, da treffen wir Verbrecher und Revolutionäre, da geht es um Kämpfe, Rache und Blut. Zugleich aber scheint jeder Text Onettis bestrebt, seinen Plot bis zur Unkenntlichkeit zu verhüllen und gleichsam im Gewebe kunstvoll langer Sätze zu verbergen. In dieser Ambivalenz finden wir Onettis Eigentlichstes, gewissermaßen seine Signatur als Schriftsteller.

»Die Intelligenz, mit der Onetti versehen war«, schreibt Mario Vargas Llosa im Schlußkapitel seines Buches *Die Welt des Juan Carlos Onetti*, »machte ihn nicht härter, sondern schwächer in dem Wettstreit, bei dem man nicht nur der Stärkste sein muß, um zu gewinnen, sondern der Waghäl-

sigste, der Durchtriebenste, der Scheinheiligste und Gefälligste. Intelligenz, Sensibilität, Schüchternheit, Neigung zur Verslossenheit und eine eingefleischte Unfähigkeit, das Spiel mitzuspielen, das zum Erfolg führt – die verachtenswerten ›Zugeständnisse‹, gegen die er in seinen Geschichten wettet –, marginalisierten ihn schon sehr früh, entfernten ihn von denjenigen, die ›eine Zukunft‹ haben und sie unerschrocken verfolgen. Er beteiligte sich nicht an solchen Unternehmungen, weil ihm dieser Ehrgeiz fehlte, und er wußte sich in dieser Hinsicht von Anfang an unterlegen.« Aus solcher Unterlegenheit gewann Onetti seine Größe, aus ihr entstand ein Prosawerk, das sich mit keinem anderen vergleichen läßt. Der Arrivierte, der Gewinner, der klug taktierende Erfolgsmensch sind für Onetti die verachtenswertesten Gestalten. Das aber hat auch formale Konsequenzen: Aus solcher Perspektive, wo nur die Nichtbemühung eine akzeptable Haltung ist, hat auch der ›spannende Roman‹, der ›den Leser nicht mehr los‹ und ›sich nicht weglegen läßt‹ (all die gängigen Lesebegeisterungsphrasen), etwas Verächtliches, auch sein Urheber wäre einer, der sich listig arrangiert hat, der sich durchsetzt, der es schafft, etwas erreicht. Der versierte Erzähler Onetti findet auch die Vorstellung von einem versierten Erzähler lächerlich, und von Anfang an scheint seine Prosa auf paradoxe Weise bemüht, Geschichten zugleich wiederzugeben und zu verbergen. Daß man seine ganze Konzentration zur Entschlüsselung braucht, ist ein dem Onetti-Leser wohlvertrautes Phänomen, und nicht wenig von dem Vergnügen, das die Lektüre bereiten kann, liegt darin, zu begreifen, was überhaupt vorgeht. Was bei dem von Onetti bewunderten William Faulkner ein hochbewußt eingesetztes technisches Mittel ist – die Entwicklung von einem neblig-diffusen Anfang durch eine allmähliche Klärung hin zu einer klar konturierten Geschichte –, entspringt bei Onetti einer tiefen Ambivalenz gegenüber Stories an sich, gegenüber der Frage, ob es sich denn überhaupt lohnt, wohlgeformte Ge-

schichten zu komponieren. »Eines Abends«, berichtet Vargas Llosa, »sprachen wir von unseren jeweiligen Schreibgewohnheiten, und er war empört über meine Disziplin und festen Arbeitszeiten. So hätte er nie eine einzige Zeile geschrieben, sagte er. Er schrieb, wenn es ihn gerade überkam, manchmal auf lose Zettel, langsam, Wort für Wort, Buchstabe für Buchstabe. . . . Damals formulierte er auch den Satz, den er später des öfteren wiederholen sollte: der Unterschied zwischen uns beiden liege darin, daß für mich die Literatur eine Ehefrau, für ihn eine Geliebte sei.«

So schön diese Anekdote auch ist, man darf doch Zweifel anmelden, ob man Onetti hier trauen kann und ob ein solch komplexes Gesamtwerk tatsächlich entstehen kann, indem ein Autor bloß schreibt, wenn es ihn mal wieder überkommt. Auch Onetti war der Literatur ein treuer Ehemann – nur gehören treue Ehemänner für Onetti zu den albernsten Gestalten. Im Onetti-Kosmos ist Disziplin einer der geraden Wege in die Verdammnis, und so konnte wohl auch dessen Schöpfer unmöglich zugeben, daß er die Literatur mit Ernst und Hingabe verfolgte, sondern mußte es so darstellen, als wären seine vielen Bücher mit derselben absichtslosen Leichtigkeit entstanden wie die Welt von Santa María aus den Tagträumen und gescheiterten Drehbuchentwürfen Juan Brausens.

In *Der Schacht* ist alles Spektakuläre in ebendieses Reich des Tagtraums verbannt, und die Welt des normalen Lebens zeigt sich öde und erbärmlich. Im schlechthin universalen Haß seines Protagonisten Eladio Linacero finden sich Anklänge von Luis Ferdinand Céline, aber Onettis Sprache hat schon in diesem ersten Roman ihren typischen Tonfall, der am poetischsten ist, wenn er Verzweiflung und Überdruß ausdrückt. »Die Nacht umgibt mich, erfüllt mich wie ein Ritus, stufenweise, und ich habe nichts mit ihr zu schaffen.« Linacero geht durch die Straßen und verachtet, er beobachtet seinen stalinistischen Zimmergenossen (eine Figur, die zeigt, wie

unempfindlich Onetti von Anfang an für die Lockungen der Utopie war) und seine entfremdete Exfrau (auch sie eine Verlorene, die sich mit dem Leben arrangiert hat), er geht durch die Straßen einer namenlosen Stadt, die ihm nichts zu bieten hat, und träumt von einer Frau, die er einst beinahe vergewaltigt hätte – daß er das nicht getan hat, ist bei Onetti kein moralischer Sieg, sondern nur ein Versagen der Willenskraft – und die sich ihm nun, so erträumt er es sich, in der Wildnis Alaskas nackt darbietet. Es gibt kein Heil für Linacero, keine Erfüllung, keinen Ausweg, nur seine Phantasie, die ihm allerdings noch nicht den Weg in die Parallelwelt von Santa María, sondern nur in unzusammenhängende Bilder eröffnet. Von einer Erlösung, wie sie später Brausen darin finden wird, daß seine erfundene Stadt ihn als realen Besucher aufnimmt, kann Linacero, im wahrsten Sinn des Wortes, nicht einmal träumen.

Linacero träumt allerdings von einer Existenz als Zuhälter – eine wiederkehrende Wunschphantasie von Onettis misogynen Helden. Dem Anwalt Aranzúru in Onettis zweitem Roman *Niemandsland* gelingt es, sie zu verwirklichen – oder richtiger, es gelingt ihm, sich so entschlossen dem eigenen Verfall hinzugeben, daß aller Kompromiß, alle bürgerliche Arriviertheit aus seinem Leben verschwindet. Und doch träumt er auch als Zuhälter noch – von der Insel Faruru und einem Leben ohne Schwere, fern von den Menschen und der namenlosen Stadt, die er haßt. Aber er weiß, er wird die Stadt nicht verlassen und niemals eine Südseeinsel sehen. Er ist, wie alle anderen, zum Bleiben verdammt.

Niemandsland ist wohl von allen Romanen Onettis jener mit dem am schwächsten ausgeformten Plot; fast handlungslos bewegt er sich von Szene zu Szene, von einem nahezu starren Bild zum nächsten. Onettis Beschreibungskunst ist hier schon auf der Höhe seiner Meisterwerke, zum Entwickeln einer Geschichte aber kann oder will er sie nicht nutzen. Sehr deutlich zeigt sich hier seine Ambivalenz gegenüber der

– im Vollsinn des Wortes – Disziplin des Erzählens, und es ist wohl folgerichtig, daß sein nächster Roman *Für diese Nacht* wie zur Erprobung den entgegengesetzten Weg nimmt und sein im herkömmlichsten Sinne spannendster ist. Nirgendwo sonst erlaubt Onetti sich ein solches Erzähltempo und auch eine so dramatische Grundsituation. In späteren Büchern wird Onetti seine eigentümliche Kunst der verschachtelten Fiktionen entwickeln und auf diese Weise ein Gleichgewicht zwischen Erzählung und Bild, zwischen Plot und Tableau, zwischen Tempo und Erstarrung finden; in diesen frühen Romanen aber ist er noch experimentierend auf dem Weg dorthin.

Eine Stadt gegen Ende eines Bürgerkriegs. Die letzten verbliebenen Anarchisten versuchen nach dem Sieg der Gegenpartei zu fliehen, solange noch Zeit ist; ein Schiff wartet, aber es nimmt nur jene an Bord, die einen bestimmten Stempel auf ihren Dokumenten haben, und der ist fast unmöglich zu bekommen. Angeregt war Onetti nach eigenem Bekunden von Berichten über das Chaos in der von den Republikanern verloren gegebenen Stadt Valencia. Die Ironie, die von alters her darin liegt, daß der Romancier fern dem Geschehen arbeitet, entging ihm nicht. In einer sehr unzynischen Vorbemerkung nannte er diesen Roman »einen zynischen Versuch der Befreiung«.

Die Erzählung folgt abwechselnd den beiden Gegenspielern Ossorio und Morasán: jener ein flüchtiger Anarchist, dieser der Polizist, der ihn zu fangen versucht. Schon bald wird der Agent Morasán zur faszinierendsten Figur; zu Beginn machtvoll und undurchschaubar, muß er miterleben, wie die Dinge seiner Kontrolle entgleiten und er sich vom Jäger in den Gejagten verwandelt. Ossorio wiederum ahnt von Anfang an, daß er keine Chance hat und es für ihn kein Entkommen geben wird. Er weiß auch, daß er dennoch verurteilt ist, sich fliehend durch die verwinkelte Handlung dieses Thrillers und somit auch durch die Konventionen

der Gattung, durch »diese ganze Nacht der Türen und Treppen«, zu bewegen. Eine Nacht, an deren Ende natürlich kein Tag wartet, sondern die dunkelste Stunde. So finden Flüchtling und Verfolger beide den Tod nach einem lebenslangen politischen Kampf, der für beide gleich sinn- und fruchtlos war. »Die Hölle«, so überlegt Ossorio, ist »eine unbestimmte, unbegrenzte, endlose Verlängerung des letzten, der letzten Momente, die einer auf Erden rumläuft.« Besser läßt sich nicht nur das Kompositionsprinzip dieses Romans, sondern auch die Welt des Romanciers Juan Carlos Onetti kaum beschreiben. Denn in ihr ist es kein Widerspruch, daß das Leben zugleich entsetzlich ist – und doch viel zu kurz.

Daniel Kehlmann

Der Schacht

Roman

Aus dem Spanischen
von Jürgen Dormagen

Vor einer Weile ging ich im Zimmer umher, und plötzlich fiel mir auf, daß ich es zum erstenmal sah. Da sind zwei Pritschen, schiefbeinige Stühle ohne Sitzfläche, von der Sonne vergilbte, Monate alte Zeitungen, die statt Scheiben vor das Fenster geheftet sind.

Ich ging mit nacktem Oberkörper auf und ab, war es leid, seit dem Mittag herumzuliegen und in der verfluchten Hitze zu schnaufen, die das Dach sammelt und jetzt, immer gegen Abend, ins Zimmer ergießt. Ich ging mit den Händen auf dem Rücken, hörte die Schlappen auf den Fliesen klatschen und roch abwechselnd an meinen beiden Achselhöhlen. Ich bewegte den Kopf einatmend von einer Seite zur anderen, und dadurch entstand auf meinem Gesicht, ich fühlte es, eine angekelte Grimasse. Das unrasierte Kinn schabte mir über die Schultern.

Ich erinnere mich, daß ich mir zunächst etwas Einfaches vorgestellt habe. Eine Prostituierte zeigte mir ihre linke Schulter, gerötet, mit abgeschürfter Haut, und sagte:

»Wenn das keine Schweinehunde sind. Zwanzig jeden Tag, und keiner rasiert sich.«

Sie war eine kleine Frau, mit spitz zulaufenden Fingern, und sie sagte es, ohne sich zu entrüsten, ohne laut zu werden, in demselben gezierten Tonfall wie bei der Begrüßung an der Tür. Ich kann mich nicht an das Gesicht erinnern; ich sehe nur die Schulter, aufgescheuert von den Bartstoppeln, die immer gegen diese eine Schulter gerieben hatten, nie die rechte, die gerötete Haut und die darauf zeigende Hand mit den schlanken Fingern.

Danach schaute ich aus dem Fenster, abwesend, und versuchte herauszufinden, wie das Gesicht der Prostituierten war. Die Leute im Hof erschienen mir widerwärtiger denn je.

Da war, wie immer, die dicke Frau, die im Trog Wäsche wusch und über das Leben und den Händler an der Ecke murrte, während der Mann vornüber gebeugt, das weißgelbe Halstuch baumelte vor der Brust, Mate trank. Der Junge kroch auf allen vieren herum, Hände und Maul dreckverschmiert. Er hatte nur ein hochgerutschtes Hemd an, und beim Anblick seines Hinterns mußte ich denken, wie es Menschen gab, eigentlich alle, die imstande waren, für so was Zärtlichkeit zu empfinden.

Ich ging weiter durchs Zimmer, mit kurzen Schritten, damit die Schlappen bei jeder Runde möglichst oft klatschten. Da muß ich mich wohl erinnert haben, daß ich morgen vierzig werde. Nie hätte ich mir den vierzigsten Geburtstag so vorstellen können, allein und mitten im Dreck, in ein Zimmer gepfercht. Aber das machte mich nicht trübsinnig. Nur ein Gefühl der Neugier auf das Leben und ein wenig Bewunderung für seine Fähigkeit, einen immer wieder aus der Fassung zu bringen. Nicht einmal Zigaretten habe ich.

Keine Zigaretten, keine Zigaretten. Was ich hier schreibe, sind meine Erinnerungen. Denn ein Mann soll die Geschichte seines Lebens aufschreiben, wenn er die Vierzig erreicht, vor allem, wenn ihm interessante Dinge zugestoßen sind. Das habe ich irgendwo gelesen.

Ich fand einen Bleistift und einen Haufen Flugblätter unter Lázaros Bett, und jetzt kümmert mich das alles wenig, der Dreck, die Hitze und die Jammergestalten vom Hof. Es stimmt, ich kann nicht schreiben, aber ich schreibe von mir selbst.

Jetzt spürt man die Hitze weniger, und vielleicht kühlt es in der Nacht ab. Das Schwierige ist, den Ausgangspunkt zu finden. Ich bin entschlossen, nichts aus der Kindheit aufzuschreiben. Als Kind war ich ein Dummkopf; erst Jahre später setzt meine Erinnerung an mich ein, auf der Estancia oder während der Universitätszeit. Ich könnte von Gregorio sprechen, dem Russen, der tot im Bach auftauchte, von María Rita und dem Sommer in Colonia. Tausenderlei Dinge, ich könnte Bücher damit füllen.

Ich habe mit dem Schreiben aufgehört, um Licht zu machen und meine Augen zu erfrischen, die mir brannten. Es muß die Hitze sein. Aber jetzt möchte ich etwas anderes. Etwas Besseres als die Geschichte all dessen, was mir zugestoßen ist. Ich würde gerne die Geschichte einer Seele niederschreiben, bloß ihre, ohne die Ereignisse, in die sie sich hineinziehen lassen mußte, ob sie wollte oder nicht. Oder die Träume. Von irgendeinem Albtraum, dem am weitesten zurückliegenden, an den ich mich erinnern kann, bis zu den Abenteuern in der Blockhütte. Als ich auf der Estancia war, habe ich viele Nächte geträumt, daß ein weißes Pferd auf mein Bett springt. Ich erinnere mich, daß man mir sagte, schuld daran sei José Pedro, weil er mich vorm Schlafengehen immer zum Lachen brachte, indem er gegen die elektrische Lampe pustete, um sie auszumachen.

Das Komische ist nur, wenn jemand von mir sagen würde, ich sei »ein Träumer«, würde mich das ärgern. Es ist absurd. Ich habe gelebt wie jeder andere auch, oder mehr noch. Wenn ich heute von den Träumen reden will, dann nicht, weil ich nichts anderes zu erzählen hätte. Sondern weil ich Lust dazu habe, ganz einfach. Und wenn ich den Traum von der Blockhütte nehme, hat das keinen besonderen Grund. Es gibt andere Abenteuer, die runder sind, interessanter, besser angeordnet. Aber ich bleibe bei dem von der Hütte, weil es mich zwingt, ein Vorspiel zu erzählen, etwas, das sich vor etlichen Jahren in der Welt der Tatsachen ereignet hat. Es wäre auch kein schlechter Plan, nacheinander ein »Ereignis« und einen Traum zu erzählen. Dann wären wir alle zufrieden.

Es geschah an einem 31. Dezember, als ich in Capurro lebte. Ich weiß nicht, ob ich fünfzehn oder sechzehn Jahre alt war; mit etwas Nachdenken wäre es leicht festzustellen, aber es lohnt sich nicht. Ana Mariás Alter weiß ich ohne Zögern: achtzehn Jahre. Achtzehn Jahre, denn sie starb einige Monate danach und ist immer noch genau so alt, wenn sie nachts die Tür der Hütte öffnet und, ohne ein Geräusch zu machen, zum Blätterbett läuft, um sich darauf auszustrecken.

Es war Silvester und das Haus voller Leute. Ich erinnere mich an den Champagner, daran, daß mein Vater einen neuen Anzug trug und daß ich traurig oder wütend war, ohne zu wissen warum, wie immer, wenn sie Gäste da hatten und es hoch herging. Nach dem Essen gingen die Jungen raus in den Garten. (Drollig, daß ich »die Jungen« geschrieben habe und nicht »wir Jungen«.) Schon damals hatte ich mit niemandem etwas zu schaffen.

Es war eine heiße Nacht, ohne Mond, mit einem schwarzen Himmel voller Sterne. Aber es war nicht die Hitze von heute nacht in diesem Zimmer, sondern eine Hitze, die sich zwischen den Bäumen bewegte und an einem vorbeistrich wie der Atem von einem, der etwas zu uns sagt oder gerade dazu ansetzt.

Ich saß auf ein paar Säcken hartgewordenen Zements, allein, und neben mir stand eine Hacke mit von Kalk weißem Stiel. Ich hörte das Gekreisch der Tröten, die sie für diesen Zweck gekauft hatten und die zusammen mit dem Champagner gereicht wurden, um das alte Jahr zu verabschieden. Im Haus wurde Musik gespielt. Ich blieb lange Zeit so sitzen, ohne mich zu bewegen, bis ich das Geräusch von Schritten hörte und das Mädchen sah, das den Sandpfad entlangkam.

Es mag unglaublich klingen, aber ich erinnere mich genau: Von dem Augenblick an, wo ich Ana María erkannte – an ihrer Art, einen Arm vom Körper abzuwinkeln, und an der Neigung des Kopfes –, wußte ich alles, was in dieser Nacht geschehen würde. Alles außer dem Ende, auch wenn ich etwas in diesem Sinne erwartete.

Ich stand auf und ging ihr nach, um sie einzuholen, den Plan genau im Kopf, ich kannte ihn, als handelte es sich um etwas, das uns bereits zugestoßen und dessen Wiederholung unumgänglich war. Sie wich ein wenig zurück, als ich sie am Arm faßte; immer zeigte sie mir gegenüber Abneigung oder Furcht.

»Hallo.«

»Hallo.«

Ich sagte ihr etwas über Arsenio, in witzelndem Ton. Sie wurde immer abweisender, beschleunigte ihren Schritt und suchte die Wege zwischen den Bäumen. Ich änderte sofort die Taktik und fing an, mit ernsthafter und freundschaftlicher Stimme Arsenios Loblied zu singen. Einen Moment lang war sie mißtrauisch, mehr nicht. Sie lachte jetzt bei jedem Wort, warf den Kopf nach hinten. Von Zeit zu Zeit vergaß sie sich und stieß mich im Gehen mit der Schulter an, zwei- oder dreimal hintereinander. Ich weiß nicht, wonach das Parfum roch, das sie aufgelegt hatte. Ich rückte mit der Lüge heraus, ohne sie anzusehen, in der Gewißheit, daß sie mir glauben würde. Ich sagte ihr, Arsenio sei im Gärtnerhäuschen, im Vorderzimmer, und rauche am Fenster eine Zigarette, allein. (Warum es wohl nie einen Traum von einem Jungen gegeben hat, der nachts allein raucht, so, an einem Fenster, zwischen Bäumen.) Wir verabredeten, zur Hintertür hineinzugehen und ihn zu überraschen. Sie ging voraus, leicht gebückt, damit man sie nicht sah, mit größter Vorsicht, damit das Laub unter ihren Schritten nicht raschelte. Ich konnte ihre bloßen Arme und ihren Nacken betrachten. Bestimmt gibt es irgendeine längst erforschte Obsession, die den Nacken junger

Mädchen zum Gegenstand hat, die kindlichen Mädchennacken mit ihren kleinen Mulden, mit dem Flaum, der sich nie kämmen läßt. Aber damals betrachtete ich sie nicht mit Verlangen. Sie tat mir leid, ich bemitleidete sie, weil sie so dumm war; weil sie meine Lüge geglaubt hatte; weil sie so lächerlich, gebückt voranging, das Lachen unterdrückend, das ihr den Mund füllte, wenn sie an die Überraschung dachte, die wir Arsenio bereiten würden.

Ich öffnete die Tür, langsam. Sie streckte den Kopf hinein; und ihr Körper, so allein, nahm für einen Moment etwas von der Arglosigkeit und der Unschuld eines Tiers an. Sie drehte sich um, blickte mich fragend an. Ich beugte mich vor, berührte fast ihr Ohr:

»Hab ich nicht vorne gesagt? Im andern Zimmer.«

Jetzt war sie ernst und zögerte, eine Hand auf den Türrahmen gelegt, wie um Schwung zu nehmen und davonzuschellen. Hätte sie das getan, ich müßte sie ein Leben lang lieben. Aber sie trat ein; ich wußte, daß sie eintreten würde, und alles übrige. Ich schloß die Tür. Das Licht einer Laterne fiel durchs Fenster herein und hob aus dem Dämmer den viereckigen Tisch mit dem weißen Wachstuch, die Flinte, die an der Wand hing, den Vorhang aus Kretonne, der die beiden Zimmer trennte.

Sie berührte meine Hand und ließ sie sofort wieder los. Auf Zehenspitzen ging sie zum Vorhang und öffnete ihn mit einem Ruck. Ich glaube, daß sie alles auf einen Schlag begriff, ohne jede Abfolge, auf dieselbe Art, wie mir der Plan gekommen war. Sie machte kehrt und kam verzweifelt zurück zur Tür gelaufen.

Ana María war hochgewachsen. Sie ist immer noch groß und ausladend, wenn sie sich in der Hütte ausstreckt und das Blätterbett unter ihrem Gewicht nachgibt. Aber damals schwamm ich noch jeden Morgen am Strand; und ich haßte sie. Sie hatte außerdem das Pech, daß der erste Schlag meine Nase traf. Ich packte sie am Hals und warf sie nieder.

Einmal auf ihr, klemmte ich sie zwischen den Beinen ein, bis sie sich nicht mehr bewegen konnte. Nur der Busen, ihre großen Brüste bewegten sich, verzweifelt vor Wut und Erschöpfung. Ich nahm sie, eine in jede Hand, und quetschte sie. Sie bekam einen Arm frei und grub mir die Fingernägel ins Gesicht. Da suchte ich die demütigendste Liebkosung, die gemeinste. Sie bäumte sich auf, und gleich darauf lag sie still, weinend, mit erschlafftem Körper. Ich erriet, daß sie weinte, ohne das Gesicht zu verziehen. Nie, in keinem Augenblick, hatte ich die Absicht, sie zu vergewaltigen; ich hatte keinerlei Verlangen nach ihr. Ich stand auf, öffnete die Tür und ging nach draußen. An die Wand gelehnt, wartete ich auf sie. Vom Haus drang Musik herüber, und ich begann sie mitzupfeifen.

Sie kam langsam heraus. Sie weinte nicht mehr und trug den Kopf hoch, mit einem Ausdruck, den ich noch nie an ihr bemerkt hatte. Sie ging ein paar Schritte, schaute auf den Boden, als suche sie etwas. Dann kam sie so nah, daß sie mich fast berührte. Sie bewegte die Augen von oben nach unten, bedeckte mein Gesicht von der Stirn bis zum Mund mit Blicken. Ich erwartete den Schlag, die Beschimpfung, ganz egal was, noch immer an die Wand gelehnt; die Hände in den Taschen. Ich piffte nicht, folgte aber im Geist weiter der Musik. Sie trat noch näher und bespuckte mich, sah mich noch einmal an und lief davon.

Ich rührte mich nicht, und der erkaltende Speichel rann mir langsam über Nase und Backe. Dann teilte er sich und floß links und rechts am Mund vorbei. Ich ging bis zum eisernen Tor und trat auf die Landstraße hinaus. Ich ging Stunden, bis zum frühen Morgen, als der Himmel sich aufhellte. Mein Gesicht war trocken.